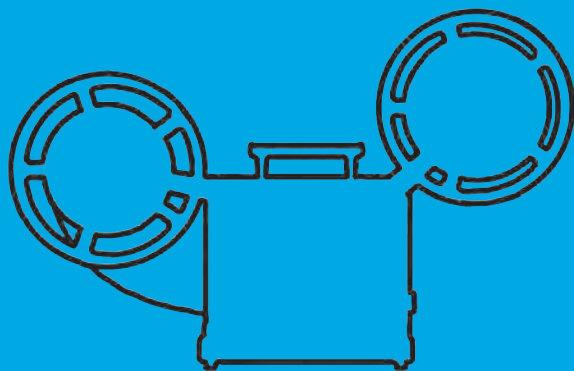


Björn Hayer

Kein Ende der Geschichte

Texte zu Literatur, Theater und Film



Gans Verlag

Björn Hayer

Kein Ende der Geschichte

Texte zu Literatur, Theater und Film

Gans Verlag

Für Hansgeorg Schmidt-Bergmann

Inhalt

Und es gibt kein Ende der Geschichte.	
Ein Vorwort	11

Kritik und Wagnis.

Texte zur Literatur **15**

Die neue Ernsthaftigkeit	17
Bei uns iss'es doch so gemütlich!	23
Das geheime Dasein der Unerhörten	29
Es modert die Zukunft im Zauberkessel	37
Der Kopf wie Matsch	43
Alles nur Lüge!	53
Planetarische Einsamkeit	61
Gedenkt des Vergangenen!	67
Wo bleibt die intellektuelle Wehrhaftigkeit?	73
Das Unbehagen an der Ästhetik	79
So grün, so sanft, so deutsch	85
Pfade der Verantwortung	91
Der wahre Trost der Sphinx	97

Durchschauen und Träumen.	
Texte zum Film	103
Selig sind, die Dunkelheit leben	105
Die geheime Lust am Schauen	115
Die rasende Utopie	125
Zerbrochene Scherben, so selig sie sind!	133
Die Überwindung des Todes	141
Visionen und Abgesänge.	
Texte zum Theater	147
Habt ihr denn keine Visionen?	149
Die Austreibung des Fremden	153
Hellooo, wir sind dann mal auf dem Klo ...	159
Willkommen im Outdoor-Theater	167
Wie würden Sie entscheiden?	171
Wir haben für Sie das richtige Urteil!	175
Kopfnicken an, Selberdenken aus!	181
Transzendenz und Wahnsinn	185
Wie, sterben?	191
Personenverzeichnis	196

Und es gibt kein Ende der Geschichte.

Ein Vorwort

Noch vor einigen Jahren konnte man kaum genug Abgesänge über die zumindest historisch als abgeschlossen geltende, aber als Gespenst noch im kollektiven Unbewussten weiterexistierende Postmoderne lesen. Auch ich habe, wie manche der hier versammelten Essays dokumentieren, über Relativismus geschrieben. Ich beklagte das große »Anything goes« im Schatten eines allzu lange anhaltenden Endes der Geschichte. Doch selbst Francis Fukuyama, der prominente Autor hinter diesen drei epochalen Worten, die das vermeintliche Konfliktvakuum nach dem Zusammenbruch des Eisernen Vorhangs umreißen, musste sich eines Besseren belehren lassen und legte mit seinem Werk »Identitätspolitik« den Grund für ein Zeitalter neuer (alter) Gegensätze und harter Auseinandersetzungen vor. Doch streiten wir uns längst nicht mehr nur über Cancelculture und die Benachteiligung spezifischer Gruppen in der Gesellschaft. Nein, die Krisen unserer Tage sind noch umfassender, als wir es uns vor zwei Dekaden je hätten vorstellen können. Der Klimawandel bedroht unsere physische Existenz, der Krieg in der Ukraine unsere globale Friedensordnung, die wir nach 1945 und 1990 mühsam etabliert hatten.

Und die Sphäre der Kultur? Die reagiert natürlich darauf. Mit beispielsweise dicken Romanen, Texten epischen

Ausmaßes. Es scheint, dass sowohl neue Mythen als auch weltumspannende Narrative gesucht und erprobt werden, die uns Erklärungen für die Überkomplexität dieser schwer fassbaren Ära wieder aufbrechender Gräben liefern sollen. Man könnte daher von einer »Neuen Ernsthaftigkeit« sprechen. Ausgiebige Erzählungen, dystopische Zukunftsvisionen, mithin hier und dort ein Hang zu Pathos und eindringlicher Bildlichkeit kennzeichnen ihre Ausprägungen in Literatur, Film und Theater. Das uneigentliche Sprechen, die insbesondere postmoderne Ironie, bildet daher nicht mehr das lange dominierende Stilelement einer übersatten, westlichen Zivilisation.

Wer sind wir also geworden?, fragt man sich insbesondere an den Bühnenhäusern. Vielerorts haben sich RegisseurInnen und IntendantInnen dazu entschlossen, einen Kurs einzuschlagen, der Empfinden und Denken der meisten ihrer BesucherInnen bestätigt. Man empfängt – zugespitzt – als links-progressive Anstalt der ästhetischen und zunehmend politischen Erziehung sein häufig linksprogressives bis linksliberales Publikum und bekräftigt dessen Ansichten mit Inszenierungen, die exakt dieses Weltbild auf der Bühne propagieren. Jenes Konzept mag stark nach innen wirken, nach außen zeigt es aber in Teilen eine ermüdende und bedenkliche Einheitsfassade. Das Schlimme ist dabei nicht, dass man sich zu einer Haltung bekennt – gegen den kruden Nationalismus und Rechtsruck –, nein, sondern das Problem äußert sich auf der Ebene des Kunstverständnisses. Jenes Theater bietet weder Überraschendes

noch Kratziges. Es konfrontiert uns ausschließlich mit uns selbst, zumindest mit vielen von uns. Der Effekt: So manche Aufführung verhält schon nach dem Schlussapplaus, als Fußnote zu ohnehin altbekanntem Wissen. Dabei stellt doch das Schauspiel gerade dort seinen Wert unter Beweis, wo es uns Alteritätserfahrungen aussetzt, wo es unsere eingefahrenen Denkmuster provoziert. Offenheit lernen wir gerade im Umgang mit dem Fremden. Was für die Kultur eines Zusammenlebens im Lichte vielfältiger Entwürfe und Hintergründe gilt, trifft eben auch auf ästhetische Konzepte zu.

Das Andere schult und transzendiert uns und bietet mithin die Voraussetzung für utopische Aufbrüche. Diese sind heutzutage dringend nötig, gerade weil wir uns zunehmend in Gegensätzen und unseren eigenen Echokammern verschanzen. Demokratie und insbesondere eine aufrechte Werteordnung brauchen eine Kunst, die weiter ist und mehr will als die ohnehin vorhandenen Dichotomien zu zementieren. Für eine solche Ausgestaltung der Künste plädieren die vorliegenden Essays. Sie ringen um dringend gesuchte Narrative für unsere Zeit, ohne unumstößliche Wahrheiten zu behaupten. Sie wagen die unentwegte Expedition in die Künste, weil sie dort trotz aller Kritik zu finden glauben, was wir alle, taumelnd zwischen Krisen-Live-Tickern und Katastrophenmeldung, so sehr suchen, nämlich Hoffnung.

Kritik und Wagnis.

Texte zur Literatur

Die neue Ernsthaftigkeit

Nachdem die postmodernen Geister verschwanden: Wie Literatur und Kultur der Gegenwart die großen Fragen nach Sinn und Orientierung wiederentdecken.

Erzählen scheint gegenwärtig ein höchst dringliches Anliegen zu sein. Romane werden dicker, die Geschichten existenzieller und welthaltiger. Angesichts der politischen Zersetzungserscheinungen und fiebriger Debatten sehen sich die Autoren vor ganz neue Herausforderungen gestellt. Wer die spätmoderne Krisenkultur aufzuarbeiten versucht, geht es immer häufiger monumental an. Die neuen Wälzer zeugen von einer tiefgreifenden Renaissance des Epischen, wie wir es mit den wuchtigen Klassikern »Die Odyssee« von Homer oder Dantes »Die göttliche Komödie« verbinden. Gerade die Dichter jener ewig gültigen Schmöker verfolgten noch die hehre Idee, die Totalität ihrer Lebenswelt einzufangen, ja, die wirren Zeiten in eine erklärende Ordnung zu überführen. Nachdem die negative Moderne die großen Deutungsformate – mit bekannten Ausnahmen wie Thomas Mann, Robert Musil oder James Joyce – aufgegeben hatte, wagt man nun wieder den großen Wurf, ringt um Sinngebäude, weil es das uns umgebende Chaos schlichtweg erfordert.

Man denke nur an Philipp Weiss' Opus magnum »Am Weltenrand sitzen die Menschen und lachen« oder Nino Haratischwilis mächtiges Prosawerk »Die Katze und der General« (beide 2018). Arbeitet letztere umfassend das dunkle Kapitel des Tschetschenienkrieges auf, entwickelt ersterer in insgesamt fünf Bänden ein Gesellschaftspanorama, das von der Pariser Kommune um 1870 bis zur Reaktorkatastrophe in Fukushima, von der Evolutionstheorie bis zu Keplers Kosmografie reicht. Man strebt danach, den Geist ganzer Epochen abzubilden und die Gegenwart als Teil großer geschichtlicher Bögen zu erklären. Dass dieser Ansatz mitunter voluminöse Systemkritiken einschließt, belegen ebenso zwei literarische Schreckensszenarien die im Frühjahr 2019 erschienen sind. Sybille Berg lässt in »GRM. Brainfuck« eine Gruppe Jugendlicher aus dem neoliberalen Rochedale fliehen, bevor sie in London eine Gegenwelt zu errichten suchen. Derweil skizziert Ann Cottens »Lyophilia« eine Zukunft, in der »Straftrups« aus Langzeitarbeitslosen staubsaugend durch das All fliegen müssen und Kranke aus den sozialen Sicherungssystemen fallen. In der Abrechnung mit einer von blindem Fortschrittsoptimismus, entfesselter Marktlogik und Dekadenz durchsetzten Spätmoderne vernimmt man den unüberhörbaren Ruf nach Umwälzung, hin zu einer solidarischen, gerechteren Gemeinschaft. Sowohl die allgemeine Belletristik als auch solcherlei sich häufende Dystopien, die natürlich immer die Saat der Utopie in sich tragen, richten sich gegen die weit verbreitete relativistische

façon de vivre. Das »Anything goes«, das bloße »Weiter so«, mehr noch: die »Phase der Erschlaffung«, womit Lyotard noch das Ende der großen Welterklärungsnarrative als Signum der Postmoderne bezeichnete, ist passé.

Stattdessen setzen stetig mehr Schriftsteller in kulturkritischen oder visionären Entwürfen auf das Prinzip Verantwortung. Werte und Moral werden zu Konstanten in einer Epoche rapider Digitalisierung und Dynamisierung aller Lebensbereiche. Angebrochen ist die Ära einer neuen Ernsthaftigkeit. Ihre noch losen Vertreter arbeiten sich an den Verhältnissen der Wirklichkeit ab, beleuchten insbesondere deren Defizite, um schließlich Positionen zu beziehen und bisweilen über Utopien implizit oder explizit nachzudenken. Unterdessen macht sich – auch dieser Umstand ist bezeichnend für die Strömung – bei vielen Autoren sichtlich eine Skepsis gegenüber der Ironie als Haltung bemerkbar. Während die vergangene Dekade noch das uneigentliche Sprechen feierte und festen Aussagen eine Abfuhr erteilte, steht aktuell wieder Orientierung hoch im Kurs.

Zweifelsohne haben wichtige Bewegungen wie der Postfeminismus oder -kolonialismus ihre Verdienste. Festgefahrene Selbst- und Fremdbilder wie das Bild von *der* Frau, *dem* Mann oder *dem* Geflüchteten haben sie aufgebrochen und in sämtlichen Bereichen der Künste bewährt auf den Werkzeugkasten der Ironie zurückgegriffen, um Rollenklischees zu entlarven. Doch je mehr dadurch auch an Halt wegbrach, desto mehr äußerte sich

die Sehnsucht nach Identität, Heimat und Sicherheit – Begriffe, die leider zu sehr von manchem Rechtspopulisten vereinnahmt wurden und längst wieder einer positiven Konnotation bedürfen. Seitenstarke Romane machen diese bedeutungsvollen Begriffe unseres Lebens daher wieder zum Thema. Man denke nur an Michael Kleeberts »Der Idiot des 21. Jahrhunderts« (2018) über eine multikulturelle Salongemeinschaft, in deren Reise- und Exilerfahrungen die ganze Tragweite von Entfremdung und Ortsverlust zum Tragen kommt. Oder an Michael Köhlmeiers kaum knapper gehaltenen Wälzer »Bruder und Schwester Lenobel« (2018) über die Suche einer zerstreuten jüdischen Familie nach der eigenen Bestimmung im Schatten des Holocaust-Traumas.

Offenbar setzt sich die Erkenntnis durch, dass alleinige Dekonstruktion, etwa von Stereotypen oder Zugehörigkeitsmustern, nicht per se Neues zu generieren vermag. Nach all den Post- und Meta-Betrachtungen halten das Existenzielle und die unmittelbare Erfahrung wieder Einzug in die Kultur – mit all den großen Fragen unseres Daseins: Wie wollen und sollen wir in Zukunft leben? Und was müssen wir hinter uns lassen? Man ringt um die Art und Weise des richtigen Zusammenlebens. Unverkennbar wird dabei der Ruf nach einer ehrlichen, angreifbaren und politischen Streitkultur.

Dabei erstreckt sich die Trendwende zur Inständigkeit längst nicht nur auf die zeitgenössische Prosa. Ebenso sind Theater und populäre Formate im Wandel begriffen.

Regisseure wie Michael Thalheimer, Roger Vontobel oder Ulrich Rasche wenden sich gegen ein aufgebauschtes, postmodernes Diskurstheater und bedienen sich in ihren letzten Inszenierungen zunehmend eines archaischen Stils, der tiefe und existenzielle Erfahrungen transportiert. Ihre Realisierungen – von Aischylos »Die Perser« bis Schillers »Wallenstein« – treffen direkt ins Mark, sie bewegen uns emotional, weil sie sich trauen, Pathos zu erzeugen. Entgegen der Praxis vergangener Jahrzehnte wird dies nicht direkt mit Einwänden und Zweifeln überschüttet. Verbrämt durch dessen propagandistischen Einsatz insbesondere im Nationalsozialismus traute man sich lange nicht, es in ungebrochener Weise, demnach ironiefrei, zu nutzen. Heute bahnt sich ein gesundes, selbstbewusstes Pathos wieder Raum, als Vermittler von echten und großen Gefühlen. Nicht zuletzt epische Serienformate wie »Game of Thrones« machen es sich selbstbewusst zu Nutze. Zahlreiche Schlachtszenen werden beim Aufstieg und Fall ganzer Dynastien durch getragene Musik mit dem Gestus der Erlösung versehen. Gerade das Finale strotzt nur vor visionärem Befreiungston. Bewegend muten allerdings nicht nur die erhabenen Momente an, sondern gleichsam die nicht minder ausgiebig gezeigte Gewalt, die drastische Folter genauso einschließt wie übelste Vergewaltigungsszenen.

Jenseits kritischer Auseinandersetzungen mit dem Status quo gehören auch diese affektiven Dimensionen zur neuen Ernsthaftigkeit. Sie sind – gerade im Gewirbel

einer Fakenews- und Facebookgesellschaft – Teil der großen Suchbewegungen nach der Wahrheit. Was all die Entwürfe unterschiedlichster Medien eint, ist das Bemühen, Schein und Unaufrichtigkeit zu durchbrechen. Gemäß Baudrillard seien wir heutzutage mit »der Liquidierung aller Referenziale« konfrontiert. Das heißt nichts anderes, als dass künstliche Welten zunehmend die wirklichen ersetzen. Wohin diese Effekte führen, veranschaulicht Juan S. Guse in seinem neuen fast siebenhundert Seiten starken, just erschienenen Roman »Miami Punk«. Nachdem auf einmal das Meer vor Florida verschwunden ist und die Natur verödet, flüchten sich die Menschen trostlos in die virtuellen Reiche der Games – ein skurriler Zustand in einer Mischung aus Grotteske und Endzeitfeeling. »Es war die Zeit vor irgendwas«, schreibt Sybille Berg zu Beginn ihres Werks »GRM«. Schriftsteller und Regisseurin begnügen sich allerdings nicht mehr mit Abwarten. Sie wissen, dass es neue Geschichten braucht, und erweisen sich als die Lichtboten einer Gesellschaft, die Gefahr läuft, in der Dunkelheit den Kurs zu verlieren.